

„Erzähl mir vom Leben“

Die Münnichs -- Statisten des 20. Jahrhunderts
Tatsachen, Erzählungen und Einsichten -
Erlebte Zeitgeschichte

Kapitel II. Kindheit in der Diktatur

2.3. Schulzeit und Judenpogrom Bochum und Essen 1937 – 1939

Die für die Nationalsozialisten vernichtende Absage an ihre Ideologie von „Rasse, Volk und Staat“ seitens des Vatikans wurde mit der Enzyklika des Papstes PIUS XI. „Mit brennender Sorge“ dokumentiert, die in den katholischen Kirchen ganz Deutschlands am Sonntag vor meiner Einschulung bekannt gemacht wurde. Die Gestapo (Geheime Staatspolizei) – ich hörte diesen Ausdruck aus diesem Anlass zum ersten Mal - verbot deren Druck und Veröffentlichung. Aber da die Botschaft bereits verlesen war, konnte die Gestapo nicht mehr verhindern, daß dieses Thema in unserer Familie (wie sicherlich in vielen anderen katholischen Häusern) eingehend besprochen wurde. Natürlich sind das bei mir nur fragmentarische Erinnerungen.

Im April 1937 wurde ich eingeschult, und zwar auch in die Klosterschule, die ja bereits von meinen drei älteren Geschwistern besucht wurde. Bisher wurde ich in der Familie „Hansel“ gerufen, jetzt wurde aus dem Hansel ein Hans. Es begann ein neuer Lebensabschnitt, jedoch mit weit weniger Brimborium als heute. Da sich zu meiner Zeit ein solcher Vorgang in einer größeren Familie mehrfach wiederholte, hatte ein solcher Tag nichts Aufregendes an sich. Das Wichtigste an diesem Tag war es, Gottes Segen für diesen neuen Lebensabschnitt zu erbitten. Zu diesem Zweck ging meine Mutter am ersten Schultag mit mir zum Schulgottesdienst in unsere Pfarrkirche St. Josef in der Blücherstraße. Erst von dort ging es zur Schule. Mutter unterhielt sich auf diesem Weg mit mehreren anderen Müttern, besonders mit einer Frau Ries, einer geborenen Nau. Das war die Witwe des Gastwirts Wilhelm Ries und die Besitzerin des stattlichen Anwesens Dorstener Straße 1. Ich hatte, im Gegensatz zu den meisten anderen Kindern, keine Schultüte. Dafür war bei uns nicht mehr genügend Geld da. Ich trug eine Bleyle-Strickhose, einen Pullover, lange Strümpfe, die mit Strumpfbändern an einem Leibchen befestigt waren und gebrauchte hohe Schuhe von meinem älteren Bruder Frenny.

Auf dem Schulhof mussten wir uns erst einmal in Zweierreihen aufstellen, um dann geschlossen in den Klassenraum zu gehen. Dort suchte Mutter mir einen Platz aus, legte eine alte Zeitung auf den Lattensitz einer harten Holzbank, damit sich die Hose nicht so schnell blank scheuern sollte, und veranlaßte, daß ich neben den Sohn dieser Frau Ries zu sitzen kam. So wurde Horst Ries zu meinem ersten wirklichen Freund. Eigentlich wollte ich viel lieber neben Hans Schulze (genannt Etta) sitzen, den ich schon vom Spielen in der Querstraße her kannte. Aber das, was ich wollte, zählte nicht. Wir waren insgesamt 54 Kinder in der Klasse. Das Lehrerpult stand auf einem Podest an der Stirnseite des Klassenraums, so daß unser Lehrer von oben auf uns herabschauen konnte und immer alles im Blick hatte und auch den Rohrstock stets parat vor sich liegen hatte, mit dem er auch hin und wieder auf sein Pult schlug, wenn wir Kinder zu unruhig wurden. Papierhefte und Tinte waren teure Utensilien, also lernten wir schreiben auf einer Schiefertafel mit Griffeln. Die Tafel hatte ein kleines Schwämmchen, das mit einer Schnur an der Tafel befestigt war. Unsere Schrift mit dem Griffel hinterließ beim Schreiben weiße Kratzspuren, ähnlich wie mit einem Stück Kreide. Mit dem Schwämmchen konnte man Fehler wieder wegwischen und wenn die Tafel voll geschrieben war, der Lehrer kontrolliert hatte, mußte alles mit dem Schwamm wieder abgewaschen werden.

Unterricht war natürlich alle sechs Tage der Woche von Montag bis Samstag. Wir lernten noch die Sütterlinschrift mit der obligatorischen Übung: „Strichlein rauf, Strichlein runter, Strichlein rauf und Pünktchen drauf, und fertig ist das i“.

Das Lernen machte mir ungeheuren Spaß. Mit dem üblichen Rohrstock des Lehrers machte ich, im Gegensatz zu manch anderem Mitschüler, niemals Bekanntschaft. Ich lernte sehr schnell lesen, konnte nach zweimaligem Lesen lange Gedichte auswendig rezitieren und verschlang alles Lesbare, das mir in die Hände fiel.

Mein Freund Horst war Einzelkind, hellblond und steckte oft in einer feschen Lederhose. Er war bald fasziniert von unserer großen Familie, wo immer etwas los war. Umgekehrt war ich begeistert, wie Horst von seiner Mutter und seiner Tante verwöhnt und umsorgt wurde. Er verfügte immer über Taschengeld. Sein Tisch war stets reichhaltig gedeckt. So ergänzten wir uns gegenseitig. Es entstand eine innige Verbindung, eine Freundschaft durch dick und dünn. Sie überdauerte die vier Volksschuljahre, bis Horst auf das Humanistische Gymnasium kam, und ich auf die Goethe-Oberrealschule. Aber auch nach dem Krieg hatten wir weiter Kontakt.

Andere Klassenkameraden aus dieser Zeit, an die ich mich bis heute gut erinnere, sind der schon erwähnte Hans Schulze (später Schauspieler und Professor in Köln), mit dem ich fast immer den gleichen Schulweg teilte, und Gerd Balkenhol, dessen Eltern am Kortenpfad eine Drogerie hatten. (Foto Einschulung).

Rektor der Klosterschule war ein Herr Klingenberg. Die Schüler hatten einen Spruch drauf: „Neuhaus ist die lange Latte, Scheele ist der dicke Clown und Klingenberg die Hauptperson“. Unser Lehrer in der ersten Klasse war ein Herr Wilms, schätzungsweise Anfang 60. Ein richtig alter, schon leicht verknöchertes strenger Lehrer, der immer, wenn er nicht hinter seinem Pult saß, mit seinem Rohrstock in der Hand durch die Klassenreihen ging. Es wurde hinterher erzählt er habe Alkoholprobleme gehabt, die ich aber nie bemerkt habe. Es war selbstverständlich, daß die ganze Klasse aufstand, wenn der Lehrer die Klasse betrat, und alle Gespräche verstummten, bei 54 Schülern in der ersten Klasse ist das heute unvorstellbar. Der Unterricht begann immer mit einem gemeinsamen Morgengebet. Nach dem 1. Schulhalbjahr bekamen wir dann ein Schreibheft mit vier Linien für die Hausaufgaben.

Eine der markantesten Erinnerungen gleich zu Beginn dieses Schuljahrs war der Vorbeiflug des großen Zeppelins „Hindenburg“, benannt nach dem Sieger von Tannenberg und späteren Reichspräsidenten. Das Luftschiff schwebte langsam in niedriger Höhe über Bochum hinweg. Seine majestätische Größe, beeindruckte die Menge, die dichtgedrängt auf dem Kaiser-Friedrich-Platz stand. Etwas so Großes, von Menschenhand Geschaffenes, das fliegen konnte – einfach faszinierend. Auch wir durften auf den freien Platz links von der Schule gehen, weil wir von dort die beste Sicht auf dieses technische Wunderwerk hatten. Minutenlang konnten wir es bestaunen. Es war der letzte Deutschlandflug dieses Luftschiffs. Kurz danach ist es nach der Atlantiküberquerung beim Landeanflug in Lakehurst (New York) verbrannt. Wie erschüttert waren wir alle, als wir wenige Tage später von dem schrecklichen Ende dieses „Stolzes der Lüfte“ erfuhren, bei dem 34 Menschen ums Leben kamen.

In der Schule sah ich meinen ersten Film. Bald darauf ging ich mit meinem Bruder zum ersten Mal ins Kino, um den Film: „Friedericus Rex“ zu sehen mit Otto Gebühr, Lil Dagover und Paul Dahlke. Dann lud mich mein Freund Horst Ries ein, mit ihm den spannenden Indianerfilm „Die Schlacht am blauen Berge“ anzusehen. In der Wochenschau vorher gab es einen Bericht über den 700. Geburtstag der Stadt Berlin, den großen „Reichsparteitag der Arbeit“ in Nürnberg und die Grundsteinlegung für das neue Reichsparteitagsgelände durch Adolf Hitler. Es wurde ein gigantisches Stadion errichtet, das über 400.000 Zuschauer fassen sollte. Bald wurde ich nicht nur zum Bewunderer von Friedrich dem Großen, sondern auch zu einem begeisterten Kinogänger, so oft ich mir das von den Pfennigen, die ich mir durch kleine Dienstleistungen bei Nachbarn verdiente oder durch Geschenke von Tante Paula erhalten hatte, finanziell leisten konnte.

Ich verschlang alles Lesbare, besonders über den großen Preußenkönig Friedrich II. und die Geschichte Preußens, aber auch Zeitungen (auch alte), und Atlanten derer ich habhaft werden

konnte, studierte ich. Hinzu kamen dann die Bücher von Karl May und Hans Dominik, die ich mir in der Stadtbücherei auslieh. Die spannenden Zukunftsromane und die Reiseerzählungen faszinierten mich. Oft las ich bis in die Nacht hinein heimlich mit einer Taschenlampe.

Es wurde am Familientisch diskutiert über die Affäre im englischen Königshaus. Dort wurde der junge König Edward VIII. zum Rücktritt gezwungen, da er die geschiedene Amerikanerin Wallis Simpson heiraten wollte und lieber fortan als „Herzog von Windsor“ leben wollte, als auf seine Liebe zu verzichten. Absolutes Unverständnis löste diese Entscheidung des britischen Königs in unserer Familie aus.

Zu den persönlichen Erinnerungen an diese Zeit gehört auch die abendliche Feier von Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1938, die bei unseren Verwandten Göbels in Gerthe stattfand. Da ich an diesem Nachmittag dem Vater bei seinem Geschäft in Hiltrop geholfen hatte, durfte ich ihn nach Gerthe begleiten. Ich musste bei den Kunden in der Bergarbeitersiedlung in Hiltrop offene Rechnungen kassieren. Dabei war sicher auch ein wenig Psychologie im Spiel. Einem siebenjährigen Jungen die Zahlung einer offenen Rechnung zu verweigern, fällt gewiss schwerer als gegenüber dem Vater, ganz abgesehen von der Zeit, die ihm dazu fehlte. Mutter war nachdem sie die übrigen Geschwister der ältesten Tochter Elisabeth anvertraut hatte, mit der Straßenbahn direkt nach Gerthe gekommen.

Die feuchtfröhliche Rückfahrt mit den Eltern in der Straßenbahn der damaligen Linie 7, am späten Abend von Gerthe nach Bochum war außergewöhnlich. Onkel Wilhelm muß einen guten Wein ausgeschenkt haben. Ich hatte zwischendurch bei Göbels einige Stunden geschlafen. So fröhlich hatte ich die Eltern eigentlich nur selten erlebt. Da geschah das Unerwartete. Im Alter von 47 Jahren – als Mutter schon damit rechnete, durch den Eintritt in die Wechseljahre nicht mehr fruchtbar zu sein – stellte sich eine neue Schwangerschaft ein. Diese zwang unsere Eltern sofort dazu, den Laden an der Allee Straße wieder zu schließen.

Im zweiten Schuljahr bekamen wir ein Fräulein Doppelstein zur Lehrerin. Ferner kann ich mich an den ersten Staatsbesuch des italienischen Staatsoberhauptes Benito Mussolinis erinnern und an die Nachricht, daß Hanna Reitsch in Anwesenheit von Charles Lindbergh in Berlin einen Hubschrauber vorführte, eine deutsche Erfindung (wird heute meistens vergessen). Der Rennfahrer Bernd Rosemeyer, eines unserer sportlichen Idole, verunglückte bei Weltrekordversuchen auf der neuen Autobahn Frankfurt – Darmstadt bei Mörfelden tödlich. Max Schmeling, unser großer deutscher Boxer, dagegen eilte von Sieg zu Sieg. Der Spanische Bürgerkrieg hatte sich nach dem massiven Eingreifen der deutschen Luftwaffe und des faschistischen Italiens immer mehr zu Gunsten von Generalissimus Franco gewendet. Auch dieser Sieg wurde von den in Deutschland herrschenden Nationalsozialisten genutzt, um uns Kinder und Jugendliche mit Marschmusik und Liedern zu begeistern, die Massen zu fanatisieren, auch mit falschen Parolen und völlig falsch dargestellten Zielen wie. z.B. „Freiheit das Ziel“. Wir lernten in der Schule, aber auch aus dem Radio das Lied, das ich damals toll fand und noch heute singen kann. Aber bin ich deshalb ein Rechtsradikaler?

„Wir flogen jenseits der Grenzen, mit Bomben gegen den Feind,
Hoch über der spanischen Erde, mit den Fliegern Italiens vereint.

Refrain: Wir sind deutsche Legionäre, die Bombenflieger der Nation.
Im Kampf für Freiheit und für Ehre, Soldaten der Legion, ja der Legion!
Vorwärts Legionäre, vorwärts im Kampfe stehen wir nicht allein,
nur die Freiheit soll Ziel unseres Kampfes sein! Vorwärts Legionäre!“

Die Roten, die wurden geschlagen, beim Angriff bei Tag und bei Nacht.
Die Fahne zum Siege getragen, dem Volke der Frieden gebracht!
Refrain...

In diesem von 1936 bis 1938 dauerndem Bürgerkrieg wurden Grausamkeiten auf beiden Seiten verübt. Die Linken hatten allein, wie die Statistik beweist, 4.184 Gemeindepriester, 2.648 Mönche und Nonnen und 13 Bischöfe systematisch umgebracht. Sie wollten, wie 150 Jahre

zuvor nach 1789 die Franzosen und nach 1917 die Sowjets die Religion abschaffen. Deshalb ließen sie ihre Repräsentanten, wo immer sie ihrer habhaft wurden, umbringen.

In Österreich, dem die Siegermächte 1919 trotz Volksabstimmung den Anschluß an das Deutsche Reich verweigert hatten, regierte seit Mai 1933 der sich an den päpstlichen Soziallehren orientierende Bundeskanzler Engelbert Dollfuß ebenso autoritär wie Hitler in Deutschland. Ihm schwebte ein christlicher Ständestaat vor. Dollfuß verbot die NSDAP in Österreich, weil die Nazis 1934 etwa 140 Sprengstoffattentate pro Monat in dem kleinen Land verübten. Der Bruderkrieg in dem von innen bedrohten Österreich, war Wahnsinn am Rande des Abgrunds. Dollfuß wurde von den Schergen der SS im Juli 1934 ermordet. Der sofortige Versuch Hitlers jetzt den Anschluß herbeizuführen mißlang.

Doch dann marschierte die deutsche Wehrmacht am 12. März 1938 – ohne die für den 13. März beabsichtigte neue Volksbefragung in Österreich abzuwarten - in Österreich ein. Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg betonte am 11. März abends in seiner letzten Rede, daß er nur der Gewalt weiche: „Rot-Weiß-Rot bis in den Tod“.

Hitler gab am 13. März, nach dem triumphalen Empfang in Wien, den „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich bekannt: „Ich verkünde vor der Geschichte die Rückkehr meiner Heimat, der ältesten Ostmark des Deutschen Reiches.“

Damit war 132 Jahre nach der Zerstückelung des 1. Reiches durch Napoleon I. und nach der „Kleindeutschen“ Gründung des 2. Reiches am 18.1.1871 das 3. jetzt „Großdeutsche Reich“ geschaffen. Wir waren alle glücklich, weil wir die wahren Absichten Hitlers noch immer nicht erkannten. Dessen Rede habe ich im Radio gehört und ich kann mich noch gut an diesen Klang erinnern, wahrscheinlich aber auch, weil ich sie hinterher noch öfter gehört habe.

Unvergessen werden aber sollte auch nicht das Fußball Duell vom 3. April 1938 in Wien, das auf Befehl der NSDAP nicht mehr Länderspiel Österreich : Deutschland heißen durfte, sondern in Anschlußspiel der „Ostmärker“ gegen eine „reichsdeutsche Auswahl“ umgetauft wurde. Österreich gewann haushoch.

Österreich gab es nicht mehr, aber sportlich hatten sich die Fahnen Rot-Weiß-Rot noch einmal behauptet. Erst vier Wochen nach dem Einmarsch, am 10. April 1938, läßt Hitler (nach der Verhaftung aller Oppositionellen, was wir im Ruhrgebiet durch die gleichgeschaltete Presse und das einzige Radio damals natürlich nicht mitbekamen) eine Volksabstimmung durchführen und erhielt in beiden Landesteilen eine Zustimmung von 99 % zu diesem vollzogenen Schritt. Das Österreich – wie viele Österreicher nach dem Krieg behaupteten - also das 1. Opfer der deutschen Aggression war ist eine durch nichts zu belegende Legende.

Die Stimmung im deutschen Volke einschließlich Österreichs war ganz einfach dafür, denn hier wurde im Grunde ja nur wiedervereinigt, was über 1000 Jahre zusammengehört hatte und erst 1806 unter dem Einfluß Frankreichs getrennt worden war. Auch 1848 / 1849 durch die erste parlamentarische Demokratie in Deutschland, die noch einen Österreicher, den Erzherzog Johann, in Frankfurt am Main zum Reichsverweser wählte, gelang die Einigung nicht.

Die folgende Bundeseinrichtung, die von 1865 bis 1871 als der „Fürstentag“ in Frankfurt tagte, blieb ebenfalls ohne die vom deutschen Volk gewünschte institutionelle Einigung. Erst unter dem Druck Bismarcks war es am 18.01.1871 bekanntlich zur „kleindeutschen Lösung“ ohne Österreich gekommen. Und im Jahre 1919, als aus dem ehemaligen habsburgischen Vielvölkerstaat ein rein deutsches Österreich geworden war, war die damals von allen Deutschen **und den Österreichern** gewünschte Vereinigung von den siegreichen Alliierten verboten worden. Jetzt aber 1938 läßt das europäische Ausland Hitler gewähren und das neue „Großdeutsche Reich“ wurde innerhalb weniger Tage von allen Staaten anerkannt.

Dieser Vorgang machte sowohl meinen Vater wie auch meine älteren Geschwister stolz. „Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich“ so war es in Wien plakatiert und so konnten wir die Bilder mit diesen Plakaten dann in den Zeitungen und in der Wochenschau im Kino sehen.

Dennoch wurde dieser Slogan ausgerechnet von den Nazis gegenüber Südtirol, das fast hundertprozentig von Menschen deutschen Blutes bewohnt war, und das mehr als fünf Jahrhunderte zu Österreich gehört hatte, aus rein opportunistischen Gründen nicht angewendet. Dieses Land, das unser späterer Bundespräsident Karl Carstens 1959 einmal als das „urdeutscheste aller deutschen Länder“ bezeichnete, blieb mit der Grenze am Brenner als „Kriegsbeute des 1. Weltkriegs“ bei Italien, und auch eine Rückkehr zu Österreich, nach dem zweiten Weltkrieg wurde von den Siegern abgelehnt. In einer zusammenwachsenden EU wird das hoffentlich keine Bedeutung mehr haben, obwohl manche Situationen von aufkeimendem italienischem Nationalismus zumindest in Bozen selbst, durchaus aufmerksam beobachtet werden müssen.

Unsere älteste Schwester Elisabeth wurde an Ostern 1938 mit 14 Jahren aus der Schule entlassen. Sie begann eine kaufmännische Ausbildung in dem erst kurz zuvor in Bochum fertiggestellten neuen Krankenhaus „Bergmannsheil“ auf der Hattinger Straße. Im Mai 1938 war die Schwangerschaft unserer Mutter für die älteren Geschwister kein Geheimnis mehr (Marianne und mir wurde wieder die Geschichte vom Klapperstorch erzählt).

Unsere Mutter wurde von heftigen Kreislaufbeschwerden und Hitzewellen betroffen und bekam einige schwere depressive Anfälle, die große Sorge und Aufregung in der Familie hervorriefen. Mindestens einmal mußten die Geschwister die Mutter zurückhalten, die sich aus dem Fenster zu stürzen drohte. Mitten am Tag fing sie manchmal an zu phantasieren. Immer öfter kam ihre ältere Schwester, die kinderlose Tante Änne, für eine ganze Woche zu uns nach Bochum, um im Haushalt zu helfen und uns Kinder zu versorgen. Auch Tante Wilhelmine Göbel – genannt Minchen und Onkel Wilhelm waren eine große Hilfe.

Eines Tages machte mich unser Friseur an der Herner Straße darauf aufmerksam, daß ich auf der Kopfhaut und hinter den Ohren schadhafte Hautstellen hätte. Ich sollte das doch mal untersuchen lassen, ob das nicht eine übertragbare Bartflechte sei. Mutter ging mit mir zum Arzt. Dieser stellte die Diagnose, daß es sich um eine Schuppenflechte (Psoriasis vulgaris) handele, die zwar nicht ansteckend aber auch nicht heilbar sei. Diese Hautkrankheit weitete sich rasch über weite Teile meines Körpers aus. Deshalb wurde alles Mögliche versucht, ihre äußeren Merkmale wenigstens zeitweilig zu lindern. Ich durfte keine Tomaten mehr essen, bekam Tee und ein zitronenhaftsaures Pülverchen zum Einnehmen und Salbe, die morgens und abends auf die befallenen Hautstellen geschmiert werden mußte – eine sogenannte „Terrassinal-Kur“, die aus der Apotheke „Weißer Hirsch“ aus Dresden besorgt wurde. Aus China wurden steinharte, getrocknete faule Eier beschafft, die in Konservendosen angeliefert und in heißem Wasser aufgelöst wurden. Darin wurde ich dann gebadet. Das stank zwar bestialisch, half aber wenig.

Diese Krankheit begleitet mich seitdem mein ganzes Leben hindurch und ist möglicherweise die Ursache dafür, daß ich ein völlig unспортlicher Mensch wurde. Ich durfte schon in der Schule nicht am Sportunterricht teilnehmen, weil die befallene Haut immer wieder riss und blutete und man den Mitschülern den Anblick ersparen wollte. Ich schämte mich dieses Ausschlags über Jahrzehnte, vor allem in der Pubertät. Wenn, wie so oft, auch sichtbare Körperteile wie die Hände und die Kopfhaut befallen waren und meine Kleidung voller Schuppen war, bekam ich Minderwertigkeitsgefühle. Jedes Mal musste ich erklären, daß diese Hauterkrankung nicht ansteckend sei. Ich mochte es einfach nicht mehr hören, wenn man mir sagte: „Du solltest mal wieder Deine Haare waschen, die sind voller Schuppen!“

Die Sommerferien 1938 wurden zu einem großen Erlebnis. Ich durfte mit Tante Paula in die „Sommerfrische“ fahren nach Wünnenberg im Sauerland. Während der ersten längeren Eisenbahnfahrt meines Lebens hörte ich aufmerksam zu, was die Leute so alles erzählten. Sie unterhielten sich in der Bahn über die gute wirtschaftliche Situation des Landes, daß der Führer dafür gesorgt habe, den letzten Arbeitslosen aus der Weltwirtschaftskrise in Lohn und Arbeit zu bringen und wie gut es für die Allgemeinheit sei, daß für die Faulenzer die allgemeine Arbeitsdienstpflicht eingeführt werde. Weitere Themen waren die Grundsteinlegung für das

Volkswagenwerk in Fallersleben in Niedersachsen (Der Name Wolfsburg entstand erst später), die Sparpläne für den kommenden Volkswagen, und daß Hermann Göring den ersten Spatenstich für die „Reichswerke Hermann-Göring“ (heute Salzgitter AG – aus dieser Zeit muß seine Unterschrift in der Holztäfelung der Windenhütte kommen – siehe Kapitel 8.5) gemacht hat. Aber es wurde auch darüber gesprochen, ob nicht Hitlers Befehl zum verstärkten Ausbau des Westwalls neue Kriegsgefahr bedeute. Ich löcherte die arme Tante Paula in den folgenden Tagen mit meinen Fragen, sie möge mir doch bitte erklären, wie ich diese mitgehörten Gespräche richtig verstanden habe. Aber die Tante Paula war nicht der richtige Ansprechpartner dafür und mein Vater und die Onkels Wilhelm und Josef waren weit weg.

Bei meinen späteren Studien über diese Zeit traf ich aber auch auf die Tatsache, daß der General der Artillerie Ludwig Beck, Chef des Generalstabes des Heeres, nachdem er von weitergehenden Kriegsplänen Hitlers gegen die CSR Kenntnis erhalten hatte, zum Ungehorsam in der Wehrmacht aufrief (siehe Vortrags Notiz vom 19.7.1938 aus dem Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg N 28/4.).

Vielfach wird dieser Widerstand völlig ignoriert. Widerstand erforderte Heldenmut. Man konnte ihn nicht erwarten, sondern ihn nur bewundern. Dieser General Beck wird am 29. Juli 1938 Chef des Generalstabes und muß erleben, daß seine Umsturzpläne keinerlei Unterstützung vom westlichen Ausland erfahren, sondern durch das Nachgeben der Engländer und Franzosen schon im Ansatz scheitern. Deshalb reicht er bereits am 18.8. 1938 seinen Rücktritt ein und wird dann am 31.10.1938 als General-Oberst in den Ruhestand verabschiedet. 1944 wird er nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler hingerichtet.

Im September 1938 merkten wir alle, daß es politisch sehr unruhig wurde. Das Verhalten und die Gespräche der Erwachsenen, denen ich immer sehr neugierig lauschte, wurden aufgeregter. Hier wurde nur in der Familie noch unbefangen diskutiert und immer wieder das Wort zitiert: „Wo Friede und Einigkeit regiert, da wird das ganze Haus geziert!“

Ich hakte oft nach, wenn ich etwas nicht verstanden hatte. Neugier ist bis ins hohe Alter eine meiner Eigenschaften geblieben.

Was war passiert? Es gab nach dem Ersten Weltkrieg in Europa zwei künstliche Staatsgebilde: Jugoslawien und die Tschechoslowakei. Sie wurden mit den sogenannten Friedensverträgen von „Versailles“, „Trianon“ und „St. Germain“, die keine Verträge sondern reine Diktate der Siegermächte waren, neu geschaffen. Diese beiden Staaten hatte es in der Geschichte nie gegeben. Sie waren über Jahrhunderte Teil der Habsburger Monarchie, deren Zentralgewalt die Spannungen unter den in ihnen lebenden einzelnen Völkern lange Zeit austarieren konnte. Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs und dem Zerfall des Ostblocks nach dem „Kalten Krieg“ hat es zum Ende des 20. Jahrhunderts nur wenige Jahre gedauert, bis diese beiden Kunstgebilde sich von selbst auflösten bzw. im Jugoslawischen Bürgerkrieg zerfallen sind. (Warnung für die EU, zwar schneller fortzufahren in den Bemühungen die „Vereinigten Staaten von Europa“ als echten Bundesstaat zu schaffen, es aber nicht zu versuchen, aus den vielen stolzen Völkern Europas eine kontur- und kulturlose Masse mit einer von den meisten schlecht gesprochenen englischen Umgangssprache verwandeln zu wollen).

Es waren geschichtslose Politiker, die glaubten, mit solchen ahistorischen Neuschöpfungen das Gewicht der Mittelmacht Deutschland schwächen und damit eindämmen zu können. Der französische Marschall Foch hat das klarer gesehen. Der Versailler Vertrag, so meinte er, schaffe keinen Frieden; allenfalls einen Waffenstillstand für 20 Jahre. Er wollte deshalb noch härtere Bestimmungen. Doch er hat Recht behalten. Dieser Vertrag war einer der Ursachen und führte geradewegs in den Zweiten Weltkrieg (und der wiederum in die den 90er Jahren folgenden Unruhen und Kriegen auf dem Balkan, unter denen wir noch heute leiden).

Entgegen dem, in den vierzehn Punkten Wilsons, verkündeten Selbstbestimmungsrecht mussten

2.270.943 Deutsche in Böhmen

544.123 Deutsche in Mähren

255.872 Deutsche in dem schlesischen Teil der CSR
(dem Hultschiner Ländchen) und

261.524 Deutsche in den übrigen Gemeinden auf tschechischem und slowakischem Territorium lebende

= insgesamt also

3.332.762 deutsche Menschen nach der eigenen Volks-

zählung **von 1930** (also lange vor Hitlers Machtergreifung) gegen ihren Willen, ohne jede Autonomie und Eigenständigkeit in diesem neuen Staat - „Tschechoslowakei“ genannt - (abgekürzt CSR, nach 1948 CSSR) leben. Das waren mehr Menschen, als die gesamte viersprachige Schweiz damals an Einwohnern hatte. Eine Volksabstimmung wurde abgelehnt und tschechisches Militär besetzte gewaltsam die wehrlosen deutschen Städte und Gemeinden. Der Staatsgründer Masaryk wurde mit den höchsten Ehrungen überschüttet, die Deutschen, aber auch die ungarischen und ruthenischen Mitbürger dieses Staates wurden rechtlos.

Es hat dann auch zwischen 1919 und 1939 keine „tschechoslowakische“ Nation gegeben, sondern vier Völker „Tschechen“, „Deutsche“, „Ungarn“ und „Slowaken (Ruthenen)“, die seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander in ihren angestammten, meist geschlossenen Siedlungsgebieten lebten und arbeiteten und dieses Land wesentlich mitgestaltet und entwickelt hatten.

Ein Land, das ca. 900 Jahre zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehört hatte. Prag war zeitweise deutsche Hauptstadt. In Prag wurde die erste deutsche Universität gegründet. In Prag residierte Kaiser Karl IV., der 1356 dort die „Goldene Bulle“ erlassen hat und damit die erste geschriebene Verfassung (reichsgesetzliche Regelung für die Königswahl) Deutschlands. Ein König von Böhmen, ein (von der Familie her Luxemburger) Tscheche, war deutscher Kaiser: Wenzel IV. (1378 – 1400 – der heutige Wenzelsplatz in Prag), bevor er im August 1400 wegen Unfähigkeit vom Reichstag in Oberlahnstein abgesetzt wurde.

Wenn die Tschechen 1919 klug gewesen wären – zumindest so tolerant, wie es die Habsburger vorher waren - hätte dieses Experiment eines eigenen **Bundesstaates**, eingeteilt in relativ autonome Kantone (Beispiel Schweiz), glücken können. Aber die Tschechen (wie die Serben in Jugoslawien) wurden (leider nicht nur dem Zeitgeist folgend – siehe noch das heutige Beharren auf den Benês Dekreten und die von den Serben ausgelösten Balkankriege) zu glühenden Nationalisten. Sie versuchten mit aller Gewalt, die in ihrem Herrschaftsbereich lebenden anderen Völker zu tschechisieren. Ein Staat der im Innern zu schwach ist, um unzufriedene Minderheiten zu integrieren, oder gar zu assimilieren, wird sie wirksam und anhaltend unterdrücken.

Das war hier der Fall. Wenn er zudem auch noch nach außen hin nicht stark genug ist, um sich gegen eine zu erwartende deutsche Intervention zu wehren, begibt er sich selbst in Gefahr, Teile seines Staatsgebietes abgeben zu müssen.

Es ist für solche kleine Staaten immer ein Wagnis, sich auf das Völkerrecht zu verlassen. Das zeigte sich bei der Konferenz in München. Dort wurde über manches verhandelt, nur nicht mehr über den Status des völkerrechtlich zur CSR gehörenden Sudetenlandes. Dieses von Deutschen besiedelte Gebiet mußte unabhängig bzw. an das Deutsche Reich abgetreten werden.

Man wollte und konnte die dort lebenden Deutschen nach dem 2. Weltkrieg Krieg nicht wieder unter die Abhängigkeit der Tschechen zwingen, also mußte man sie vertreiben, wie die Serben das nun wieder mit den Kosovo Albanern versuchen. Schon im Dezember 1943 war

der im Londoner Exil lebende Führer der CSR Benês nach Moskau gereist, um in den Verhandlungen mit Stalin, dessen Zustimmung zu einer Aussiedlung der gesamten deutschen Bevölkerung zu erreichen. Die Protokolle, die sein Privatsekretär Jaromir Smutný darüber erstellte, beweisen, daß Benês gegen dieses Zugeständnis Stalins (das die Westmächte ihm bis dahin verweigert hatten), sich dazu verpflichtete, immer und unbedingt an der Seite der Sowjetunion zu stehen. Auch die Streitkräfte der CSR sollten dauerhaft an die Rote Armee gebunden werden. Für die Vertreibung der über drei Millionen Deutschen zahlte die CSR also den Preis der 45 jährigen Sowjetisierung. Wenn uns das 1968 bekannt gewesen wäre, hätten wir uns damals über die Niederschlagung des Prager Frühlings bedauernd und mitfühlend nicht zu wundern brauchen. Die SU machte aus ihrer Sicht nur Gebrauch von ihrem durch Benês verbrieften Recht. Haben wir keine Politiker, die heute den Leuten wie den Nationalisten mit deutschen Namen in Prag das klarmachen können?

Wie wird das nach einem Beitritt Tschechiens in die EU? Werden auch die tschechischen Schulbücher umgeschrieben? Nur beispielhaft seien hier einige Schicksale erwähnt, mit denen ich in meinem Leben unmittelbar in engere Berührung kam, und die ich in diesem Buch festhalten möchte:

Brüx, am südlichen Rand des Erzgebirges, im nordböhmischen Braunkohlebecken gelegen, wurde bereits 1260 als Stadt nach Magdeburger Recht gegründet. In den Jahren 1421, 1424 und 1426 wurde diese Stadt von den tschechischen Hussiten belagert, vergeblich. So blieb sie katholisch und überwiegend deutsch. An diese geglückte Abwehr erinnert noch heute das alljährlich, auch nach der Vertreibung, von den Brüxern gefeierte „Maria-Schnee-Fest“. Seit 1811 gab es Kohleabbau und ab 1870 kam es zur Industrialisierung der ganzen Region. Am 27. und 28. November 1918 besetzte tschechisches Militär diese fast rein deutsche Stadt und gliederte sie gegen ihren Willen in die künstlich geschaffene tschechoslowakische Republik ein. 1930, nach 12 Jahren tschechischer Herrschaft, hatte Brüx 28.212 Einwohner, davon waren 17.549 Deutsche, 9.740 Tschechen und 725 Ausländer. So durfte beispielsweise mein späterer Schwager Wilfried Brichta – Ehemann meiner ältesten Schwester Liesel - der am 24. September 1916 in Brüx als Österreicher geboren wurde, noch eine rein deutsche Grundschule besuchen und trotz tschechischer Unterrichtssprache in der Oberstufe des Gymnasiums, 1935 auch noch als letzte Klasse ein deutsches Abitur machen.

Stefan Gut aber, mein zweiter Schwager – Ehemann meiner Schwester Ursel - wurde geboren am 26.12.1920 in **Tetschen-Bodenbach**, dieser Doppelstadt am Zusammenfluß von Elbe, Polzen und Eulabach, die in landschaftlich schönster Umgebung des Elbsandsteingebirges liegt, und am 13.12. 1918 durch tschechische Soldaten besetzt wurde und damit ebenfalls zur CSR gehörte, Stefan, der ebenfalls aus einer rein deutschen Familie stammte, durfte, da er erst nach der Besetzung geboren worden war und daher, nach den dort geltenden Gesetzen, als Tscheche galt, nur noch tschechische Schulen besuchen, obwohl es gerade in dieser Stadt ein reiches kulturelles deutsches Leben gab. Hier gab es seit 1844, die aus einer Landwirtschaftlichen Lehranstalt entstandene Akademie für Landwirtschaft Tetschen-Liebwerd der Deutschen Technischen Hochschule Prag, die dann von 1939 bis 1945 Landwirtschaftliche Hochschule Tetschen-Liebwerd hieß. 1930 hatte Tetschen-Bodenbach 12.855 Einwohner, von denen sich 12 Jahre nach der Besetzung noch 9.944 als Deutsche und 2.135 als Tschechen, 10.321 als r.kath. und 1.031 als evgl. bekannten. Schwager Stefan, als er 1928 eingeschult wurde, erhielt zwar deutschen Unterricht als Fremdsprache, durfte aber nach seinen eigenen Bekunden in der Schule bzw. in den Pausen nicht mehr deutsch mit seinen Klassenkameraden reden und mußte viele andere Schikanen erdulden.

Eine bemerkenswerte Persönlichkeit in unserem Frankfurter Freundeskreis seit Mitte der 70 er Jahre ist Franz Köstner, Maler- und Anstreichermeister aus Frankfurt-Rödelheim mit seiner Frau Hilde. Das Schicksal dieses Menschen unterstreicht das Problem von Vertreibung, auf das wir ja in meinen Ausführungen an den verschiedensten Stellen immer wieder stoßen. Es zeigt aber auch, wie in einer freien Marktwirtschaft – ohne die bürokratischen und gewerkschaftlichen Fesseln, an die unsere gesamte Wirtschaft heute gebunden ist – mit Engagement

und Einsatzbereitschaft ein fleißiger und fachlich kompetenter Mensch aus dem Nichts heraus eine Chance hatte, ein beachtliches, mittelständisches Unternehmen aufzubauen.

Vollmau liegt in 480 m Höhe zwischen Oberpfälzer und Böhmer Wald im Bezirk Taus, nur 500 m von der bayerischen Grenze und in Sichtweite von Bayerisch Eisenstein entfernt. Dieser Ort war erst 1707 von Bayern an Böhmen abgetreten worden. Hier wurde am 23. September 1929 mein Freund Franz Köstner, als Sohn des Malermeisters Franz Köstner aus Tachau geboren. Er zog dann mit seinen Eltern in die Bezirksstadt Tachau (heute Tachov), die in 504 m Höhe über n/n an der Mies liegt. Tachau hatte zu dieser Zeit 6.825 Einwohner, von denen 6.251 Deutsche und 448 Tschechen waren.

Seit 1781 gehörte der Ort zum Besitztum der Fürsten Windischgrätz. Es war also ein von Deutschen besiedeltes Gebiet in der damaligen CSR. In Tachau wurde er im Herbst 1935 eingeschult und mußte ab 1936 in tschechischer Sprache unterrichtet werden, kam jedoch meistens nicht und schwänzte diesen Unterricht. Kein Wunder daß dieser Zwang, sich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen und der Eingliederung dieses deutschen Gebietes in das Deutsche Reich, ins Gegenteil verwandelte und das Interesse in der Schule, die er dann von 1938 bis 1943 unter rein deutscher Leitung besuchte, an dieser slawischen Sprache sehr bald erlahmen ließ.

Mit 14 Jahren im Herbst 1943 verließ Franz die Schule, um bei einem Malermeister die Lehre anzutreten, die jedoch nach nur einem Jahr bereits im Herbst 1944 abgebrochen werden mußte, weil der Jahrgang 1929 zur deutschen Wehrmacht einberufen wurde. Er wurde zur militärischen Grundausbildung ins Egerland in die Nähe von Marienbad eingezogen und sollte als MG Schütze ausgebildet werden. Dort erlebte mein Freund Franz auch die Kapitulation des Deutschen Reiches und hier vor Ort die der letzten intakten deutschen Armee des Generals Schörner. Zum Kampfeinsatz war es nicht mehr gekommen. Er kam in das Internierungslager Tachau, seine Heimat. Im Herbst 1945 versuchte Franz mit noch mit mehreren Kameraden über die nahe Grenze nach Waidhaus in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands zu flüchten, wurde aber von tschechischer Miliz eingefangen und zurück in das Internierungslager gebracht, wo er, obwohl erst 16 jährig, bis zum 6. Februar 1946 gefangengehalten wurde. Weil er noch keine 18 Jahre alt war, wurde er nicht den Sowjets übergeben, sonst wäre er - wenn überhaupt - erst 1955 wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Auch Franz Köstner berichtet – wie meine Schwäger über die Schikanen der schlimmen Jahre unter tschechischer Herrschaft vor allen Dingen in den Jahren von 1936 bis 1938. Kein Deutscher durfte mehr Beamter werden. Die Verwaltung wurde rein Tschechisch und die Bevölkerung schikaniert.

Kurz nach der Entlassung aus dem Internierungslager, im März 1946, erfolgte die Ausweisung der gesamten Familie Köstner aus der inzwischen zur CSSR gewordenen Heimat nach Eichstätt/Bay. und von dort zog die Familie nach Pfünz im Altmühltal. Dort konnte Franz jr. dann seine Lehre beenden und seine Wanderjahre als Malergeselle antreten, die ihn über viele Stationen nach Stuttgart und mehrere Orte im Schwarzwald führten. Schließlich konnte er erfolgreich seine Meisterprüfung machen, heirate seine geliebte Hilde und machte sich dann in Frankfurt am Main sehr erfolgreich selbständig. Er schuf Arbeitsplätze für mehr als 60 Mitarbeiter und ich lernte ihn und seine Familie über unseren Harheimer Freundeskreis kennen und schätzen.

Diese drei Schicksale der Familien Brichta, Gut und Köstner stehen hier nur beispielhaft für Millionen anderer. Niemand will das alles wieder aufrechnen. Aber in unserem Volk sollte es im Gedächtnis bleiben, daß nicht erst mit München und dem sich anschließenden Überfall Hitlers auf die restliche CSR 1939 das Unheil seinen Anfang nahm, sondern mit dem nationalistischen Verhalten der herrschenden Tschechischen Klasse nach 1919. Natürlich wehrten sich die Deutschen gegen diese Tschechisierung (siehe auch den Notenwechsel vom 19./21. September 1938 London-Paris mit Prag).

Hitler hätte sich theoretisch, ohne die Mitwirkung der Briten und Franzosen von den in der CSR lebenden Deutschen ebenso distanzieren können, wie er es mit den Südtirolern getan hat, die ja bis dahin ein ähnliches Schicksal hatten. Es wird allerhöchste Zeit mit der Legendenbildung über 1938 aufzuhören und den deutsch-tschechoslowakischen Optionsvertrag vom November 1938, der sicherlich nicht so schlecht war, einer näheren Untersuchung zu unterziehen, bevor die Tschechische Republik Mitglied in der EU wird.

Die Sudetendeutschen waren nicht mehrheitlich „Nazis“, sondern begrüßten die Befreiung von tschechischer Unterdrückung und die Möglichkeit ihre deutsche Identität wieder leben zu dürfen. Siehe auch Original der „Befreiungskarte“, die ich vor einigen Jahren antiquarisch für 45,00 DM erwerben konnte. Herr Verheugen sollte, ohne daß sich die Prager Regierung in Bezug auf die Aufhebung der Benês Dekrete vom 14.06.1945 bewegt, zurückgepfiffen werden. Ein Staat wie die CSR, der sich nicht darauf besinnt, daß auch er Verbrechen begangen hat und diese Gesetze, die diese Verbrechen rechtfertigten, heute noch nicht aufheben will, gehört nicht in die Gemeinschaft freier Völker.

Zurück zum Jahre 1938. Die deutsche Opposition, die Fühler nach England ausgestreckt hatte, bekam von den Westmächten keinerlei Unterstützung. Im Gegenteil, es kam - nach einigen Zwischenstationen: Besuch Chamberlains (britischer Premierminister) auf dem Obersalzberg und eine Woche später in Bad Godesberg im Hotel Dreesen – am 29./ 30.9. zum Münchener Abkommen und damit zur Abtretung der Sudetendeutschen Gebiete von der CSR an das Deutsche Reich. Schon am 1.10. 38 erfolgt der Einmarsch der Wehrmacht in die Sudetendeutschen Gebiete. Sicher ist, daß Hitler schon zu diesem Zeitpunkt entschlossen war, die militärische Macht zu erproben, aber mit Rücksicht auf die Innenpolitik im deutschen Volk die Überzeugung zu bewahren suchte, daß seine Politik nur der weiteren Korrektur von Versailles und der Zusammenführung aller Deutschen in einem Reich diene. Devise: Heim ins Reich!

Am Samstag, dem 29. Oktober 1938 morgens um 9 Uhr wird unser jüngster Bruder Gerhard zu Hause in der elterlichen Wohnung geboren. Schwester Marianne, die 4 Jahre alt noch nicht zur Schule ging, war für diese letzte Zeit vor der Entbindung bei ihrer Patentante Änne in Steele untergebracht. Es war ein langes Wochenende, denn der darauffolgende Dienstag, Allerheiligen, war noch gesetzlicher Feiertag. In der ganzen Familie herrschte große Freude über die glückliche Geburt. Vater war sehr stolz auf seinen dritten Sohn, und unsere Mutter erholte sich trotz ihres Alters erstaunlich schnell. Wir erhielten den Besuch von vier ihrer Schwestern, die tüchtig im Haushalt halfen und uns Kindern natürlich auch alle etwas mitgebracht hatten. Tante Maria und Tante Minchen fuhren wieder heim, da sie ja selbst große Familien hatten. Tante Änne und Tante Paula aber blieben eine ganze Woche, denn am folgenden Sonntag, dem 6. November war die Taufe unseres Bruders in der St. Josefskirche in Bochum. Der Name Gerhard hatte etwas mit Vaters enger Bindung an die Redemptoristenkirche zu tun, in der der Heilige Gerhard besonders verehrt wurde. Zur Tauffeier kamen dann auch die Familien Böhmer, Goebel und die übrigen Onkel dazu. Wieder war die Familie fast geschlossen zusammen, wieder wurde beim und nach dem Essen beim Wein und einer guten Zigarre für die Herren heftig diskutiert. Kriegsbegeisterung gab es in unserer Familie nicht, auch nicht in Deutschland. Die Bindung an die katholische Erziehung machte diese Großfamilien weitgehend resistent gegen die Verlockungen des Naziregimes.

Unser Vater störte sich schon lange an der ordinären Hetze gegen „die Juden“, weil er selber eine Reihe von Menschen jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung persönlich gut kannte. Die Erinnerung an die Leiden und Opfer der großen Katastrophe des Ersten Weltkrieges war überall noch lebendig und auch die Tatsache, daß Juden mit ihm gemeinsam im den

Schützengräben gekämpft und gelitten hatten. Die Angst vor einem neuen Krieg stieg nachdem die Ausschaltung der Juden aus dem öffentlichen Leben immer deutlicher wurde. Unser Vater stellte die These auf, daß, wenn Hitler sich die Juden zu Verbündeten gemacht hätte, wie es England gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs mit den amerikanischen Juden getan hatte, anstatt sie zu bekämpfen, dann würde der Reichskanzler seine Ziele sehr viel besser erreichen. Schließlich sei die jüdische Elite überwiegend deutsch, dächten und fühlten deutsch, hätten Seite an Seite mit ihm im Weltkrieg gekämpft und seien immer faire Geschäftspartner gewesen. Das große jüdische Bankhaus Rothschild sei schließlich in Deutschland entstanden. Diese Einstellung hatte er trotz der Enttäuschung über seinen untreuen jüdischen Angestellten (siehe Kapitel 2.1.). Er sagte immer, „schwarze Schafe“ gäbe es überall.

Die Angst vor einem Krieg wie vor dem Regime der Nationalsozialisten allgemein steigerte sich, besonders nachdem es drei Tage später, an dem für unser Volk so geschichtsträchtigen werdenden Datum, dem 9. November 1938, zu der sogenannten Reichskristallnacht kam, an die ich mich sehr gut erinnern kann. Der Begriff „Reichskristallnacht“ wird von den meisten Historikern abgelehnt, weil diese Bezeichnung angeblich von den Nazis selbst geprägt wurde (FAZ Freiherr von Wolff Metternich), was nicht stimmt. In Wirklichkeit war diese Bezeichnung systemkritisch und dem politischen Witz der Berliner zu verdanken, die Worte mit dem Präfix „Reichs..“ ausschließlich trivial verwendeten. So wurde aus dem Reichsführer der SS Heinrich Himmler, der „Reichsheini“ und aus der Schauspielerin Kristina Söderbaum, die von Goebbels geschätzt und gefördert wurde, die „Reichswasserleiche“, wegen ihrer zahlreichen Suizid-Rollen, und der Beauftragte des Reichsnährstandes für die Milchwirtschaft, einem Herrn von Kanne, erhielt den Spitznamen „Reichsmilchkanne“. Damit wird deutlich wie verständnislos die junge Generation der Historiker der psychischen Drucksituation der Menschen in einem totalitären Staat gegenübersteht. Ich erinnere mich gut an das sprachlose Entsetzen meines Vaters und meiner Onkels in Steele.

In Bochum brannte die Synagoge, und viele Geschäfte wurden geplündert. Mein Freund Reinhold Pieper berichtete mir bei den Recherchen zu diesen Aufzeichnungen, daß die Wohnung des Oberrabbiners von Bochum Dr. David, der ihm als Kind öfter Matzen (das jüdische Brot) schenkte, in dieser Nacht geplündert und Dr. David von den SA Schergen vom Balkon des ersten Stockes seines Hauses geworfen wurde. Niemand hätte nochmals etwas von ihm gehört. Ein anderer Freund von Reinhold war Gerd Oppenheimer am damaligen Kaiserring. Gerd Oppenheimer holte Reinhold bis zu diesem Tag des öfteren zum Spielen ab, bis er nicht mehr kam und auf die Frage von Reinhold: „Warum kommst Du nicht mehr?“ antwortete: „Wir sind doch Juden!“ Auch Gerd Oppenheimer war kurze Zeit später auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Diese schreckliche Nacht mit ihrem Lärm und Sirenengeheul ging für uns Kinder früh zu Ende. Wir hatten spät in der Nacht unbekanntem Besuch bekommen, von dem ich erst sehr viel später erfuhr, daß es der jüdische Käsegroßhändler Stern aus Dortmund war, der mit seiner Frau bei meinem Vater Unterschlupf suchte, nachdem man ihn in seinem Haus körperlich schwer mißhandelt hatte. Er war dann mit dem Zug nach Bochum geflohen. Das Paar blieb ca. 8 - 10 Tage bei uns.

Am nächsten Morgen ungewöhnlich früh, dem Donnerstag 10. November begleitete ich meinen Vater zum Bochumer Hauptbahnhof. Ich sollte für einige Tage zur Tante Anne nach Steele. Wir liefen durch die ganze Bochumer Innenstadt, wahrscheinlich um das Fahrgeld für die Straßenbahn zu sparen, vielleicht aber auch, weil Vater Details sehen wollte oder noch etwas zu erledigen hatte. Wir sahen die zerschlagenen Schaufenster, die auf die Straße geworfenen Möbel, Kleidungsstücke und Schuhe, sahen überall zertrümmertes Porzellan und die noch brennende Synagoge. Wir sahen johlende „Braunhemden“ mit ihren roten Armbinden, dem Hakenkreuz und ihren Schirmmützen.

Ich habe beobachtet, wie Leute Sachen wegschleppten, oder sogar auf Leiterwagen fortführen, die auf der Straße lagen, ohne daß die herumstehende Polizei eingriff. Das regte mich auf, aber wenn alle das machen, warum nicht auch ich? Ich wollte auch gerne etwas aufheben. Besonders ein Paar Schuhe aus einem großen Schuhgeschäft an der Ecke Kortumstraße / Wil-

helmsplatz hatte es mir angetan, ich hatte noch nie in meinem Leben ein Paar Neue Schuhe tragen dürfen. Vater riß mich sofort weg und sagte unmißverständlich laut: „*Leg das sofort wieder hin und komm schnell weiter*“, und dann etwas leiser vor sich hin: „*das ist Unrecht und das, was hier geschieht wird sich einmal bitter rächen!*“

Wie recht unser Vater hatte. Überall bot sich das gleiche Bild. Die Meinungen der Mitreisenden im Zug von Bochum Hbf bis zum Bahnhof Steele-West waren sehr geteilt. Neben wenigen Stimmen, die diesem „spontanen Ausbruch des Volkszorns“ - wie es die gelenkte Presse und das Radio es darstellte, Beifall zollten, gab es an diesem Tag aber auch noch mutige kritische Bemerkungen zu diesen Ereignissen. In Steele stieg ich alleine aus und lief vom Bahnhof über die Scheidemann und HansasträÙe zum stattlichen Haus von Onkel Josef und Tante Maria am Kaiser-Otto-Platz, in dem sich das Blumengeschäft befand, welches damals schon von der älteren Cousine Sophie Böhmer geführt wurde. Deren Bruder, mein Vetter Josef, hatte die Gärtnerei gegenüber dem Friedhof am Laurentius Krankenhaus von seinem Vater übernommen und leitete sie. Als er zu seinen Eltern kam, zeigte er, im Gegensatz zu seinem Vater, Verständnis für die „aufgebrachte Volksmenge“. Ich wurde nach kurzer Zeit vom Onkel Johann Ernst dort abgeholt.

Auf dem Weg zu dessen Wohnung im Hüninghausenweg kamen wir über den Grendplatz auch an einem großen ausgeplünderten Möbelhaus in der Bochumer Straße Ecke Dreiringstraße vorbei. Dieses schreckliche Bild dort hinterließ einen unvergesslichen Eindruck.

Auch an den Nachmittag, des 10. November, als wir von Steele mit meiner Schwester Marianne, die - wie schon geschildert - wegen der Geburt von Gerd schon einige Tage bei Tante Änne in Steele war, mit der Straßenbahn über den Wasserturm in die Innenstadt nach Essen fahren und dort die große brennende Synagoge sahen, kann ich mich gut erinnern. Tante Paula war seit mehr als zehn Jahren in dem ehemals jüdischen großen Textilkauflhaus Blum (später Loosen & Co) beschäftigt. Auch in der Kettwiger Straße und am Burgplatz das gleiche Bild: eingeschlagene Schaufenster und Jugendliche, die Karren schoben mit geplünderten und gestohlenen Gegenständen.

Meine Schwester Ursel war am Nachmittag mit ihrer Lehrerin in Bochum in der Stadt und hatte dabei offensichtlich einen goldenen Ohrring gefunden. Sie hat ihn unbemerkt eingesteckt. Dafür wurde sie, als unser Vater das herausbekam, einige Tage später hart bestraft. Es gab in unserem Hause noch eine sogenannte „Kloppeitsche“, ein Holzgriff mit mindestens 6 daran befestigten Lederriemen, die hin und wieder zu Züchtigungszwecken eingesetzt wurde. Ich persönlich habe sie niemals zu spüren bekommen. An die Schreie meiner Schwester kann ich mich aber noch erinnern.

Vater war an jenem besagten Morgen im November weiter zum Niederrhein gefahren. Angeblich nach Emmerich zum Einkauf von Käse und um bei dieser Gelegenheit einen Besuch bei der Familie seiner verstorbenen ersten Frau in Xanten zu machen. In Wirklichkeit diente diese Fahrt dazu – wie wir erst Jahre später erfuhren – um seinem jüdischen Geschäftspartner und seiner Frau aus unserer Bochumer Wohnung die Flucht in das nahe Holland zu ebnen und / oder ihnen Ausreisepapiere zu besorgen.

Das gelang mit Hilfe von einigen Goldstücken, die Herr Stern in seinem Leibgürtel gerettet hatte. Zwei oder drei davon landeten bei einem Schleuser, den Vater für ihn engagiert hatte. Dieser brachte das jüdische Ehepaar ins lebensrettende Holland. Wir haben nie mehr etwas von ihnen gehört.

Jahrzehnte später 1985, hatte ich bei einem Besuch in New York über unseren englischen Käsehersteller Sir Olton Wade einen Kontakt mit einem über Holland nach den USA gekommenen Käsehändler Stern bekommen, ohne daß mir der Name unseres Gastes von 1938 direkt eingefallen wäre. Ob das der Sohn des von meinem Vater geretteten Juden war, weiß ich allerdings nicht. Ich war auch zu eingeschüchtert und befangen diesem Mann gegenüber, weil ich kurz vorher einige kleinere Beschimpfungen durch Juden in New York erlebt hatte, als

man mich an meiner Sprache als Deutschen erkannte, und mich zweimal aus Läden verwiesen hatte. Erst lange nach meiner Rückkehr nach Deutschland ist mir diese Namensgleichheit durch ein nochmaliges Gespräch mit meiner Schwester Ursel wieder aufgefallen, aber der Name Stern ist ja sehr häufig bei jüdischen Familien.

Am 22.12.1938 gelang den deutschen Chemikern Otto Hahn und Friedrich Wilhelm Straßmann die erste Kernspaltung, ohne daß man sich bewusst machte, welche waffentechnische Revolution daraus entstehen konnte. Wir können dankbar sein, daß Hitler und seine Berater das nicht erkannte. Die Autobahn von Berlin bis nach Oberhausen im Ruhrgebiet, die heutige A 2, wurde fertiggestellt.

Die Vorbereitungen auf das Weihnachtsfest dieses Jahres sind ebenfalls unauslöschlich in meinem Gedächtnis. Ich lernte mindestens 4 Adventslieder und 15 Weihnachtslieder auswendig. Das Teigrollen und das Ausstechen der vielen verschiedenen Weihnachtsplätzchen, die die Mutter mit uns Kindern buk, machten mir viel Spaß.

Der Nikolaus kam Nikolausabend mit Sack und Rute. Danach begann die ernste Adventszeit, und vorbei war es mit dem Naschen und dem Verzehr von Süßigkeiten bis zum Weihnachtstag. Alle gebackenen Spekulatius, Makronen, Spritzgebäck, Printen, Pfeffernüsse und Spitzkuchen, sowie die selbstgedrehten Marzipankartoffeln kamen in große Blechtrommeln und wurden im Speisezimmer deponiert, das bis Weihnachten nicht mehr betreten werden durfte. Die drei älteren Geschwister stickten nachmittags und am Wochenende an einer großen Tischdecke mit dazu passenden Servietten als Geschenk für unsere Mutter. Sie führten mich ein die Kunst des Strümpfstopfens. Das machte mir wenig Spaß, aber bis zum Kriegsende und in der Nachkriegszeit mußte ich diese erlernte Fähigkeit oft anwenden. Viel lieber las ich meinen Geschwistern bei ihrer Handarbeit Geschichten vor. Meistens wurde dabei auch gemeinsam gesungen.

Das Esszimmer und die Verbindungstür vom Wohn- zum Esszimmer waren vom Nikolaustag an abgeschlossen. Die Eltern und unsere älteste Schwester Elisabeth tauschten allerlei Heimlichkeiten aus. Am Heiligabend mussten wir Kinder zeitig ins Bett. Wir konnten es kaum erwarten, daß es Morgen würde.

Kurz nach 4 Uhr wurden wir geweckt. Dann gingen wir gemeinsam in die Christmette, die um 5 Uhr begann. Gegen 6.30 Uhr waren wir wieder zu Hause. Dann verschwand Vater ins Esszimmer. Wir Kinder warteten gespannt in der Küche bis das Glöckchen läutete. Dann erst durften wir das von den flackernden Kerzen des Weihnachtsbaumes, der im Erker stand, erhellte Zimmer betreten. Der Christbaum reichte vom Boden bis zur Decke. Darunter stand die Krippe. Wir versammelten uns im Halbkreis vor dem Baum, Gerd auf dem Arm der Mutter, Frenny hatte Marianne an der Hand, Elisabeth mich und Ursula stand beim Vater. Alle gemeinsam sangen wir erst „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Dann las Vater die Weihnachtsgeschichte vor, die wir ja zuvor schon in der Kirche gehört hatten. Sie aber vom Vater zu hören war etwas Besonderes.

Danach erst durften wir uns den Geschenken, die unverpackt unter dem Weihnachtsbaum lagen und unseren bunten Tellern zuwenden. Für jeden gab es meistens ein Kleidungsstück, für die Mädchen die wieder aufgefüllte und renovierte große Puppenstube (die aus dem Besitz von Göbels stammte, deren fünf Töchter Elli, Anne, Johanna, Wilma und Toni ja alle schon erwachsen waren) und einen Kaufladen für uns Jungen. Mit das Wichtigste war der reichlich gedeckte bunte Teller mit einem Apfel, einer Orange, vielen Nüssen, Marzipankartoffeln und den verschiedenen Plätzchen, die wir zuvor gebacken hatten. Nach dem Absingen von einigen weiteren Weihnachtsliedern ging es dann ins Wohnzimmer zum gemeinsamen Frühstück.

Dazu gab es neben dem selbstgebackenen „Platz“ (ein Rosinenbrot), eine Spezialität meines Vaters, aber auch Christstollen. Die Süßigkeiten des Weihnachtstellers wurden streng eingeteilt und ich hortete die Reste bis weit in den Januar hinein. Diese Szenen wiederholten sich Jahr für Jahr. Es war ein richtiges Ritual.

Nach dem Frühstück spielte Vater mit uns, eine seltene Gelegenheit. So brachte er uns das Mühle- und das Dame Spiel bei, und er erklärte uns die Karten für die Spiele 66 und 17 + 4. Um 10.00 Uhr mussten wir allerdings wieder zum Hochamt in die Kirche. Nachmittags ging es für die Kinder um 14.00 Uhr nochmals in die Vesper (Christenlehre). Wenn wir zurückkamen wurden zum Kaffeetrinken wieder die Kerzen am Baum angezündet und in die früh einsetzende Dunkelheit viele Weihnachtslieder gesungen, sie ich heute noch alle auswendig kann. Unvergesslich diese gemütlichen Stunden! Wie gut, daß es noch kein Fernsehen gab. So lernten wir die Texte der Lieder und einige Gedichte auswendig.

Am zweiten Weihnachtstag kamen regelmäßig die kinderlosen Verwandten Ernst und Hessel mit dem Zug aus Kray zum Bahnhof Bochum-Präsident, wo sie von uns Kindern schon erwartet wurden. Denn sie brachten ja ebenfalls Geschenke und Süßigkeiten mit. So gab es am zweiten Weihnachtstag eine weitere Bescherung mit Lichtern und Weihnachtsliedern, dem Aufsagen von Gedichten, dem Vorlesen von Weihnachtsgeschichten und Erzählungen aus früherer Zeit. Dazu gab es die leckeren Weihnachtsplätzchen, für die Erwachsenen Glühwein und für uns Kinder heißen Kakao.

Vom 28. bis zum 31. Dezember verbrachten wir jeden Nachmittag in der Küche. Wir buken „Neujährchen“ (ein Waffelgebäck – siehe Rezeptbeilage) über dem offenen Feuer. Wir hatten zwei langstielige Neuhjahrseisen, die nur zu diesem Zweck genutzt wurden. Unsere Mutter hatte den Teig schon immer vorher angesetzt, weil er mindestens einen Tag ruhen sollte, bevor er verbacken wurde. Nur so konnten die Hörnchen richtig knusprig werden. Wir waren zwei Gruppen zu jeweils zwei Kindern, Elisabeth mit mir und Frenny mit Ursula. Einer hielt das heiße Eisen mit einem Stiehl aufgeklappt. Der andere rieb das Eisen mit einer Speckschwarte ein und füllte dann einen Löffel des flüssigen Teigs auf die Unterseite des Eisens, das dann zugeklappt, über das im Herd brennende offene Feuer gehalten und gewendet wurde. Das fertige Gebäck wurde mit einer Gabel aus dem heißen Eisen gehoben und auf einem Holzbrett sofort zu einer Spitztüte gerollt. Das mußte schnell gehen, denn innerhalb weniger Sekunden erstarrten die Hörnchen. Sie und wurden dann ineinander gestapelt und für die große Silvesterfeier in großen Töpfen und Blechdosen aufbewahrt.

Da zu Silvester wieder ein Teil der Großfamilie bei uns versammelt war (20 bis 26 Personen waren das regelmäßig), und diese „Neujährchen“ nach dem Abendessen bis Mitternacht gereicht wurden, benötigten wir immer mindestens 150 bis 200 Stück dieses köstlichen Gebäcks. Das war richtig harte Arbeit, die uns aber immer viel Freude gemacht hat, da wir auch dabei Singen und erzählen konnten.

Auch an Silvester, an Neujahr, am Dreikönigstag und allen Sonntagen nach Weihnachten bis zum 2. Februar wurden immer die Kerzen am Baum angezündet und gemeinsam Weihnachtslieder gesungen. Das war 1938, ohne daß wir das damals wissen konnten, die letzte Friedensweihnacht.

Im Januar 1939 wurde letztmalig der achtzigste Geburtstag „unseres Kaisers“ in der Familie gefeiert. Am 10. Februar verstarb der Papst PIUS XI. Dessen größte Tat war die Aussöhnung zwischen dem italienischen Staat und dem Kirchenstaat durch die Lateranverträge. Am 2. März wurde der ehemalige Nuntius in Deutschland und großer Freund der Deutschen, Eugenio Pacelli, als PIUS XII. zum neuen Papst gewählt. Er rief in seiner ersten Ansprache die Gläubigen aller Welt zum Frieden auf. An diese Vorgänge kann ich mich persönlich gut erinnern, denn in unserer Familie wurde ausführlich darüber gesprochen und sowohl für den verstorbenen als auch für den neuen Papst gemeinsam gebetet. Ich hatte das Glück später Pius XII. zweimal persönlich zu begegnen. Er sollte dadurch zu einer für mich prägenden Persönlichkeit werden.

Der „Friede von München“ - Peace for our time, so hatte Chamberlain das Münchner Abkommen genannt, währte indessen nur ein halbes Jahr, denn noch im gleichen Monat März 1939 erfolgte der Einmarsch der deutschen Wehrmacht in die „Rest Tschechoslowakei“. Der Tschechische Staatspräsident Hácha hatte am 6. März 1939 die autonome Regierung im Osten des Landes, das überwiegend von Ruthenen und Ungarn bewohnt war, für abgesetzt erklärt und wollte den Slowakischen Ministerpräsidenten Tiso verhaften lassen. Der konnte jedoch nach Berlin entkommen und bat die deutsche Regierung um Hilfe für die Slowakei.

Die wurde ihm auch zugesagt und die Slowakei erklärte sich daraufhin am 14. März 1939 für unabhängig. Deutsche Truppen marschieren ohne Kampf in die Rest CR ein (das S für Slowakei) war verschwunden) und aus den alten deutschen Reichslanden Böhmen und Mähren, dem Rest dieser künstlichen Tschechoslowakei, wurde unter Einwilligung des Tschechischen Präsidenten Hácha, das „Generalgouvernement Böhmen und Mähren“. Ungarn übernahm die Karpato-Ukraine. Der Kunststaat CSR existierte nach nicht einmal 20 Jahren nicht mehr.

Am 31. März 1939 gab England, unter dem Eindruck der Vergewaltigung der Rest CR, ein unbeschränktes Garantieverprechen für Polen ab. Ein polnisch – französisches Bündnis gab es bereits vorher. Wieder war eine Situation entstanden, die der von 1914 nicht unähnlich war.

Zu Ostern 1939 werden in Deutschland alle Konfessionsschulen abgeschafft und die Gymnasialzeit auf 8 Schuljahre verkürzt, Abitur also nach 12 Schuljahren, so wie wir es heute dringend wieder notwendig hätten, wenn wir wieder jüngere Abiturienten und damit auch jüngere Menschen, die in das Berufsleben eintreten können, haben wollen. Die Kreuze in den Klassenzimmern verschwinden, das morgendliche Schulgebet wurde abgeschafft.

Ich selbst wurde aus der Klosterschule in die linke Fahrendeller Schule versetzt, die bisher die evangelische Volksschule war und nun eine reine Jungenschule wurde, während die rechte, bisherige katholische Volksschule in eine Mädchenschule umgewandelt wurde, in die meine Schwester Ursula kam.

Am 31. Juli 1939 feierten wir in unserer Bochumer Wohnung den 50. Geburtstag unseres Vaters. Mengen von Kuchen und Torten waren gebacken worden. Berge von Kartoffelsalat, der teils mit angebratenen Schinkenspeckwürfeln und teils mit Matjeshering zubereitet worden war, standen mit warmen geräucherten Fleischwürstchen bereit. Ich durfte Vater zur Hand gehen, ihm bei der Zubereitung einer Pfirsich-Bowle helfen und diese dann auch an die Gäste ausschenken. Für die Männer standen gefüllte Bierkrüge bereit. Alle Schwägerinnen und Schwager waren gekommen. Auch ein Kriegskamerad meines Vaters. Es wurde eingehend über die politische und militärische Lage im Reich diskutiert.

Kurz danach, Mitte August, fuhr unsere Mutter, die von ihren Depressionen geheilt war, mit Tante Paula und ihrem jüngsten Sohn Gerd für zwei Wochen ins Weserbergland in „die Sommerfrische“. Wir anderen fünf Geschwister blieben in Bochum. In dieser Zeit führte unsere Schwester Liesel zu Hause das Regiment. Sie las ununterbrochen Bücher und Zeitungen, befehligte ihre Geschwister, die murrend dennoch gehorchten. Vater ließ sich abends wenn er aus dem Geschäft kam, von ihr berichten. Wir stopften nachmittags fleißig Strümpfe und nähten Knöpfe an.

Da geschieht das für die Erwachsenen Unfaßbare, daß sich Kommunisten und Nationalsozialisten vereinen und am 23. August ein deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt in Moskau durch die Außenminister Joachim von Ribbentrop (Unterschrift in der Wandtafelung der Windenhütte) und Wjatscheslaw Molotow unterzeichnet wird. Damit hatte Hitler im Osten freie Hand und glaubt nicht an die Hilfszusagen Englands und Frankreichs für Polen. Am 27. August wird der Erstflug des ersten Düsenflugzeuges der Welt, der Heinkel HE 178, erfolgreich absolviert, aber auch diese waffentechnische Neuheit wird vom „Führer“ nicht ernst genommen. Mutter und Tante Paula mußten ihren Urlaub abbrechen wegen der inzwischen ausgerufenen Mobilmachung und kehrten nach Bochum zurück.

In diesen Tagen verstirbt in Datteln Vaters einzige Schwester Franziska Brillo, ohne daß unser Vater von der schweren Krankheit seiner Schwester, die ja erst 47 Jahre alt war, gewusst hätte. Die Kontakte waren seit 1933 abgebrochen (siehe Kapitel 2.1.). Nach Auskunft von Vaters Vetter, Hannes Schemann und dessen Frau Maria, konnte Tante Zissy nicht sterben und rief immer wieder auf dem Sterbebett nach ihrem Bruder Franz, der jedoch von ihrem Mann nicht gerufen wurde. Franziska wollte ganz offensichtlich Wiedergutmachung leisten für das schwere Unrecht, das sie gemeinsam mit ihrem Mann 1933 ihrem Bruder und seiner Familie angetan hatte. Heinrich Brillo verhinderte mit allen Mitteln, daß unser Vater kam, und gab sich selbst, nachdem seine Frau im Fieber immer wieder nach „Franz“ verlangte, mit einem angeklebten Schnurrbart verkleidet, als unseren Vater aus. So nahm er die letzten Wünsche und testamentarischen Aufträge seiner Frau, die dieses Täuschungsmanöver nicht mehr durchschaute, entgegen und verhinderte deren schriftliche Niederlegung. Eine halbe Stunde nach diesem „Bekentnis“ verstarb Franziska Brillo, geborene Münnich. Zeugen für dieses makabre Ereignis waren Hannes und Maria Schemann, Datteln.

Erst Wochen später, im Oktober 1939 erfährt unser Vater von dem Tod seiner Schwester und erhält die Einladung seines Schwagers über den Feiertag Allerheiligen / Allerseelen nach Datteln zu kommen, um das Grab seiner Schwester zu besuchen und mit seinem Schwager über den Rückerwerb des Hauses in Meckinghoven zu verhandeln.

Unsere Mutter war kompromißlos und weigerte sich, Vater nach Datteln zu begleiten. Sie wollte diesen Menschen nie wieder sehen. Vater fuhr hin, kam aber ohne Ergebnis zurück. Sein Schwager wollte nur den Laden los werden, den seine Frau nach der Vertreibung unserer Familie bis zu ihrem Tode selbst betrieben hatte. Er wusste damit nach dem Tode seiner Frau nichts mehr anzufangen. Onkel Heinrich wollte unserem Vater aber keineswegs sein Haus zurückgeben. Seine finanziellen Vorstellungen für eine Anmietung von Wohnung und Laden durch unsere Familie waren nach der Meinung unseres Vaters, jedoch nicht tragbar. Es war eine emotional verständliche Ablehnung, die dennoch – wenn man die später folgende Geschichte betrachtet – falsch und für die Familie negativ war.

So blieben wir in Bochum und das Haus in Meckinghoven wurde von Herrn Brillo (Onkel Heinrich) fremd vermietet. Der Besitz landete dann nach dem Krieg bei seinem Sohn Franz Josef Brillo, meinem Vetter, der fast gleich alt war wie mein gefallener Bruder Frenny. F.J.B., der den Krieg überlebte, eröffnete dort dann nach der Währungsreform 1948 in den ehemaligen Geschäftsräumen unseres Vaters wieder einen Lebensmittelladen. Schon Ende der 60er Jahre aber machte er Konkurs und hat sich angeblich durch Alkohol zu Grunde gerichtet. Wir hatten keinen Kontakt mehr.

Das Haus wurde in den 60 er Jahren versteigert. Das ist meine Erfahrung und Lehre aus dieser Geschichte: *„Eintracht in der Familie ist das Höchste Gut - Unrecht Gut gedeihet nicht - Gottes Mühlen mahlen langsam aber gerecht“*.